

ELOISA JAMES

THE  
DUCHESS  
CIRCLE

EIN DELIKATER  
LIEBESBRIEF



digital

LYX

ROMAN

# *Inhalt*

Titel

Zu diesem Buch

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

Nachwort

Und eine letzte Anmerkung

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Eloisa James bei LYX.digital

Impressum

ELOISA JAMES

# The Duchess Circle

Ein delikater Liebesbrief

Roman

*Ins Deutsche übertragen von  
Barbara Först*



## *Zu diesem Buch*

Lady Henrietta kann keine Kinder bekommen und darf deshalb auch nicht auf einen Ehemann hoffen. Sie glaubt, sich mit ihrem einsamen Leben auf dem Land abgefunden zu haben - bis der attraktive Lord Simon Darby auftaucht und ihr Herz in Aufruhr versetzt. In einem leidenschaftlichen Liebesbrief, der nur für ihre Augen bestimmt ist, schreibt sie ihre Sehnsüchte nieder - doch der Brief gerät in Umlauf, und Simon und Henrietta finden sich inmitten eines Skandals wieder, aus dem es für sie nur einen Ausweg gibt: Sie müssen heiraten ...

# 1

## *Simon Darby erfährt unerfreuliche Neuigkeiten*

28 Park Lane  
*London*

Manche Männer verwandeln sich in Walrösser, wenn sie in Wut geraten. Sie blähen ihre Nüstern und sträuben den Schnauzbart. Andere wiederum werden zu Schweinen mit aufgeblähten Backen und roten Äuglein.

Nicht so Simon Darby. Er verwandelte sich in einen Kosaken. Seine Augen wurden zu Schlitzeln. Seine hohen Wangenknochen – das Erbe der Darbys über Generationen hinweg – verliehen ihm ein furchterregendes, kantiges und ganz und gar fremdländisches Aussehen. In Gerard Bunges Augen sah der Mann geradezu wie ein Wilder aus.

Soweit der Ehrenwerte Gerard Bunge sich erinnern konnte, war *er* das letzte Mal so aufgebracht gewesen, als sein Arzt ihm mitteilte, er habe Syphilis. Schon bei der Erinnerung an diesen Moment fühlte er sich unwohl. Die Krankheit war mit dem bangen Gefühl verbunden gewesen, dass der Himmel ihn bestrafte, von der zu erwartenden unangenehmen Behandlung ganz zu schweigen.

Nur die Mitteilung, er würde sein Erbe verlieren, wäre schlimmer. Krankheiten kamen und gingen, aber das Leben war teuer. Selbst Taschentücher waren mittlerweile unerschwinglich.

Darby hatte vermutlich einen Schock erlitten. Bunge wiederholte daher seine Worte. »Es kann keinen Zweifel geben. Ihre Tante nimmt zu.«

Da Darby immer noch schwieg, schlenderte Bunge zum Kamin hinüber, dessen Sims eine Reihe Porzellanhunde

zierte, und wägte erneut die Nachteile von Syphilis gegen Verarmung ab. Syphilis war eindeutig vorzuziehen.

»Ich sagte gerade, dass Lady Rawlings *enceinte* ist. Die Gräfin von Trent hat sie auf dem Lande besucht und berichtet, dass die Lady einherwatschelt wie eine Ente. Haben Sie mich gehört, Darby?«

»Wahrscheinlich waren Sie bis Norfolk zu hören.«  
Schweigen.

Bunge konnte Schweigen schwer ertragen. Er musste jedoch zugeben, dass es nicht jeden Tag geschah, dass einem Manne die Erbschaft von einem ungeborenen Kind vor der Nase weggeschnappt wurde. Er schlug seine langen Manschetten um und rückte die Porzellanhunde in eine ordentliche Reihe. Es waren vierzehn oder fünfzehn dieser grellbunt angemalten kleinen Dinger, denen grässliche rosa Zungen aus den Lefzen hingen.

»Schätze, die gehören einer Ihrer Schwestern«, bemerkte er über die Schulter hinweg. Beim Gedanken an Darbys Schwestern wurde Bunge ein wenig unbehaglich zumute. Denn wenn Esme Rawlings einen Knaben zur Welt brachte, würden auch sie ihre Mitgift verlieren.

»Nein, meiner Stiefmutter«, erwiderte Darby.

Eine ziemlich hohe Sterberate in Darbys Familie, überlegte Bunge. Vater, Stiefmutter und Onkel waren alle innerhalb eines Jahres verstorben. »Ich wünschte wirklich, Ihre Tante würde nicht zunehmen«, sagte er mit einem für ihn uncharakteristischen Anflug von Mitgefühl.

Er unterdrückte einen Fluch, weil ihn der Saum seines gestärkten Kragens im Nacken kratzte. Wirklich, er durfte den Kopf nicht zu schnell drehen. Diese neumodischen hohen Stehkragen waren verteufelt unangenehm zu tragen.

»Ihnen dürfte dieser Umstand wohl kaum zur Last gelegt werden. Soviel ich hörte, haben mein Onkel und meine Tante sich kurz vor seinem Tode wieder versöhnt.«

»Es hat mich sehr erschreckt, dass er im Schlafgemach seiner Frau gestorben ist«, gestand Bunge. »Lady Rawlings

ist ja keine unansehnliche Frau. Trotzdem lebte Ihr Onkel seit Jahren von ihr getrennt. Das letzte Mal sah ich ihn an Lady Childes Seite. Ich habe sogar geglaubt, Rawlings würde nicht einmal mehr mit seiner Frau sprechen.«

»Das hat er, soviel ich weiß, auch nur noch sehr selten getan. Vielleicht haben sie einen Erben gezeugt, ohne dabei viele Worte zu verlieren.«

»Manche behaupten ja, dass es nicht Rawlings' Kind ist, wissen Sie.«

»Da mein Onkel im Schlafzimmer seiner Frau gestorben ist, sind sie höchstwahrscheinlich einer Tätigkeit nachgegangen, der dieses Kindes zu verdanken ist. Und Sie werden mir den Gefallen tun und jedes Gerücht über diese Angelegenheit im Keim ersticken.« Darbys Augen zeigten nun wieder den gewohnten Ausdruck gleichgültiger Belustigung.

»Sie müssen unbedingt heiraten«, drängte Bunge.  
»Ihnen dürfte es nicht schwerfallen, sich eine reiche Erbin zu angeln. Ich habe gehört, dass diese Saison ein Wollhändler seine Tochter auf den Heiratsmarkt werfen wird – alle behaupten, sie sei das reinste Mutterschaf.« Er brach in schrilles Gelächter aus.

Darbys Blick wurde abweisend. »Dies Möglichkeit sagt mir weniger zu.« Er verneigte sich leicht. »Obgleich ich Ihre Gesellschaft sehr genossen habe, Bunge, muss ich mich jetzt leider verabschieden, da heute Nachmittag noch eine Verabredung auf mich wartet.«

So ein eiskalter Mistkerl, dachte Bunge, doch er ließ sich widerspruchslos zur Tür schieben. »Werden Sie es Ihren Stiefschwestern sagen?«

»Selbstverständlich. Ihre hochgeschätzte Tante bekommt ein Baby. Josephine wird sich vor Freude gar nicht zu fassen wissen.«

»Weiß sie, dass das Kind sie eines Vermögens berauben wird?«



»Ich wüsste nicht, warum Erbschaftsangelegenheiten einem kleinen Mädchen Sorgen bereiten sollten.«

»Außerdem ist es ja noch nicht gewiss. Lady Rawlings könnte auch ein Mädchen zur Welt bringen.«

»Das wäre unter den gegebenen Umständen überaus erfreulich.«

»Sie sind wirklich ein kühler Kopf. Ich wüsste nicht, was ich an Ihrer Stelle täte, wenn ich zwei Schwestern unter die Haube zu bringen hätte ...«

»Ihnen würde gewiss etwas Passendes einfallen.« Darby klingelte nach seinem Butler Fanning, der sogleich mit Bunes Mantel, Hut und Stock erschien.

Als Darby in sein Arbeitszimmer zurückkehrte, fiel die Maske lässiger Belustigung. Vor dem aufgeblasenen Gockel, der ihn mit sichtlichem Vergnügen von der Schwangerschaft seiner Tante unterrichtet hatte, war es ihm gerade noch gelungen, seinen Zorn zu verbergen. Nun jedoch platzte ihm der Kragen.

»Dieses verdammte Weibsbild!« Die Worte brannten wie Gift in seinem Mund.

Was immer sein Onkel im Schlafgemach seiner Frau zu suchen gehabt hatte, mit Geschlechtsverkehr hatte es gewiss nichts zu tun gehabt. Erst letzten Juli, kurz vor seinem Tod, hatte Rawlings Darby erzählt, dass sein Arzt ihm jegliche Betätigung dieser Art verboten hatte. Da der Onkel zu diesem Zeitpunkt schon ein wenig zu tief ins Glas geschaut hatte, erzählte er freimütig, dass Lady Childe sich in dieser Frage sehr verständig zeige. Seine Frau brauchte er erst gar nicht zu erwähnen und hatte es auch nicht getan. Seine Geliebte, die erwähnte Lady Childe, war der einzige Mensch, der ein entferntes Interesse an Miles' Fähigkeiten zwischen den Laken haben konnte.

Und dennoch war Rawlings ungefähr eine Woche später in Esmes Schlafzimmer gestorben, nachdem er einen Herzanfall erlitten hatte. Und jetzt nahm das Weib zu, ja, es watschelte sogar schon herum? Zweifellos würde es eine

Frühgeburt werden. Die Hausgesellschaft hatte letzten Juli stattgefunden. Wenn das Kind von Miles war, dann konnte seine Frau erst im sechsten Monat sein. Warum sollte die elegante schlanke Lady Rawlings nach nur sechsmonatiger Schwangerschaft *watscheln*, wenn sie noch drei lange Monate vor sich hatte?

Verdammt sollte sie sein, diese verlogene Kuh. Keinen Augenblick lang glaubte Darby, dass Miles mit ihr das Bett geteilt hatte. Vermutlich hatte sie das Kind mit einem anderen gezeugt und Miles auf ihr Zimmer gelockt, um ihm die Vaterschaft unterzujubeln.

Miles hatte etwas Besseres verdient als dieses Flittchen. Doch er hatte stets treu zu seiner Frau gehalten, selbst dann noch, als Esme Rawlings in zahllose Skandale verwickelt wurde. Miles hatte stets abgelehnt, eine Scheidung auch nur in Erwägung zu ziehen.

Manche Leute in London hielten Darby für einen gefühlskalten Mann, der jeglicher Leidenschaft entbehrte. Da er sich elegant, ja extravagant kleidete, galt er auch als ein Mensch mit erlesenem Geschmack. Man sprach über die Leichtigkeit, mit der er die Modespiele der feinen Gesellschaft mitspielte, sowie die unzähligen gebrochenen Herzen, die er hinterließ. Böse Zungen munkelten, er führe einen ausschweifenden Lebensstil und habe ausschließlich verderbte Freunde. Und man war sich darin einig, dass das einzige Gefühl, das er jemals zeigte, die Eitelkeit war.

Wenn die Klatschmäuler Simon Darby in diesem Moment hätten sehen können, wären sie wohl enttäuscht gewesen. Er starrte mit so grimmigem Blick auf den Kaminsims, dass es ein Wunder war, dass die Porzellanhunde nicht vor Angst zu Staub zerfielen.

Der Mann, der in diesem Moment die Tür aufstieß, hereinstolzierte und sich auf den Kaminstuhl warf, schien Darbys Stimmung überhaupt nicht zu bemerken. Er war ein sonnengebräunter, breitschultriger und stämmiger Mensch, dessen aristokratische Herkunft sich allein in einem

zerknitterten Halstuch und einem Paar feiner Stiefel manifestierte.

Darby warf dem Mann einen Blick über die Schulter zu. »Mir steht im Moment nicht der Sinn nach Gesellschaft.«

»Halt den Rand.« Rees Holland, der Earl Godwin, nahm von dem Butler ein Glas Madeira mit einer Grimasse entgegen, die bei ihm üblicherweise als Lächeln galt. Er stürzte das Glas hinunter und hustete wie verrückt.

»Verdammt, woher stammt denn dieser höllische Wein?«

»Ich würde es vorziehen, nicht über die Angelegenheiten meines Haushaltes zu sprechen.«

Ein gewisser Ton in Darbys Stimme ließ Rees aufhorchen. »Du hast es also gehört«, stellte er fest.

»Dass meine Tante schwanger ist? Eben hat Gerard Bunge mein Haus verlassen. Er schlug vor, ich solle doch eine reiche Wollhandelserbin heiraten, die auch als das *Mutterschaf* bekannt ist.«

»Diesen klatschsüchtigen Hund soll doch der Teufel holen!«

»Nach Bunges Beschreibung watschelt meine Tante bereits durch die Gegend. Es kann also kaum Zweifel daran bestehen, dass das Kind noch zu Lebzeiten meines Onkels empfangen wurde, wenn er es nicht sogar selbst gezeugt hat.«

Rees musterte seinen engsten Freund. Er eignete sich nicht sonderlich zum Seelentröster, und da er Darby von Kindesbeinen an kannte, wusste er, wie sehr sein Freund jegliches Mitleid hasste.

Darby stand am Kamin und schaute ins Feuer. Er war ein großer schlanker Mann von muskulöser Statur, der nur auserlesene feine Stoffe trug. Von seinem zerzausten braunen Haar bis zu seinen glänzenden Stiefeln sah er wie ein Lord aus und würde auch einer werden – *falls* er den Titel und Besitz seines Onkels erbt.

Ohne das Vermögen des Onkels musste sich Darby mit dem behelfen, was er mit dem Import von Spitzenstoffen

verdiente, und das konnte nach Rees' Schätzung nicht sonderlich viel sein. Darby hatte zwei jüngere Schwestern zu unterhalten. Selbst sein Haus würde vermutlich an das Balg gehen, das da fröhlich in Lady Rawlings' Bauch heranwuchs.

Verglichen mit seinem Freund Darby war Rees eher eine unvoreteilhafte Erscheinung, doch er besaß drei oder vier Herrenhäuser und dazu mehr Geld, als er jemals ausgeben konnte.

Darby wandte sich wieder dem Freund zu. Sein Gesicht ließ das weibliche Geschlecht für gewöhnlich vor Anbetung in Ohnmacht sinken: leicht hohle Wangen, von hervorstehenden Wangenknochen hervorgehoben, ausdrucksvolle Augen und ein markantes Kinn. Sein Aussehen war sowohl erlesen aristokratisch als auch gefährlich männlich. »Das Wichtige an der Sache ist, dass Esme Rawlings nicht mit dem Kind meines Onkels schwanger ist.«

»Eine jungfräuliche Empfängnis steht wohl außer Frage. Und eine außereheliche Herkunft wird verteufelt schwer zu beweisen sein.«

»Dann wird irgendein Dahergelaufener von niedriger Geburt den Besitz meines Onkels erben. Gott allein weiß, wer der Vater des Kindes ist. Hast du gewusst, wie sehr Miles – mein Onkel – sich einen Erben gewünscht hat?« Die Frage brach förmlich aus ihm heraus.

Rees sah ruckartig auf. »Über Nachkommenschaft haben wir nie gesprochen.«

»Das war das Einzige, was er wollte: einen Erben. Dennoch brachte er es nicht übers Herz, sich von seiner Frau loszusagen. Miles war einfach viel zu gutmütig. Er hat weder einem dreisten Bettler noch seiner Frau je etwas abschlagen können.«

»Ein wunderschönes Weib, diese Lady Rawlings«, bemerkte Rees. »Allerdings ein hitziges Temperament. Ich hab nie verstanden, warum sie so eng mit meiner Frau

befreundet ist. Müssen wohl Gegensätze sein, die sich anziehen.«

»Deine Frau ist eine Heilige verglichen mit ihr.«

»Meine Frau ist im Vergleich zu allen Frauen eine Heilige«, stellte Rees klar. »Leider ist das Zusammenleben mit einer Heiligen die Hölle. Ich kann mich noch genau erinnern, wie ich Rawlings riet, er solle Esme vor die Tür setzen, so wie ich es mit Helene getan habe, statt ihr zu erlauben, das Haus zu behalten.«

»Miles hätte an dergleichen nicht einmal gedacht«, betonte Darby. »Keine Scheidung – nicht in dieser Richtung.«

»Hast du denn einen Verdacht, wer der Vater ihres Kindes sein könnte?«

Darby schüttelte den Kopf. »Als Miles starb, befand Esme sich auf Lady Troubridges Hausgesellschaft. Es könnte jeder der anwesenden Gentlemen sein.«

»Troubridge? Diese Frau mit dem Herrenhaus in East Cliff, die sich für eine Kunstkennerin hält und sich mit einem Zirkel aus Schauspielern und Dilettanten umgibt? Sie hat versucht, auch mich dorthin zu locken, indem sie mir vorschwärmte, welche Opernsängerinnen dort erwartet würden.«

»Ihre Gesellschaften sind dermaßen skandalträchtig, dass es ein Wunder ist, wenn man dort überhaupt einen Mann im Bett der eigenen Ehefrau vorfindet«, brummte Darby. »Warum, glaubst du, ist Esme Rawlings schwanger geworden?«

Rees hatte ein gefaltetes Blatt aus der Brusttasche gezogen und kritzelte darauf herum. Er blickte nicht auf. »Letztens habe ich gehört, dass es immer noch der gute alte Walzer sei, der für das Zustandekommen von Schwangerschaften verantwortlich ist.«

»Verdammt, Rees, hör mir doch mal zu! Warum ist sie gerade *jetzt* schwanger geworden? Die Frau ist zehn Jahre lang durch ganz London gestreunt und dann wird sie jetzt

schwanger, wo alle Welt über das schwache Herz meines Onkels Bescheid wusste?«

»Du meinst also, sie hätte es getan, um sich das Erbe zu sichern?«

»Und wenn dem so ist – was soll ich tun?«

»Schwer zu sagen. Du müsstest ein uneheliches Kind nachweisen, und das ist im Grunde unmöglich. Lieber solltest du darum beten, dass sie ein Mädchen kriegt.«

Rees kitzelte schon wieder, zweifellos war er mit einer Partitur beschäftigt. »Du glaubst doch nicht etwa, dass sie ein bisschen nachgeholfen hat?«, fragte er beinahe zerstreut.

»Wie bitte?«

»Dass sie bei seinem Tod nachgeholfen hat, um die Schwangerschaft zu verschleiern?«

»Das bezweifle ich«, sagte Darby nach kurzem Schweigen. »Meine Tante mag zwar ein leichtfertiges Frauenzimmer sein, aber zu einer solchen Tat ist sie meiner Meinung nach nicht fähig.«

Rees' Finger flogen nun regelrecht über das Papier und Darby erkannte, dass er ihm keinerlei Aufmerksamkeit mehr schenkte. Sobald Rees der Verlockung einer Melodie erlag, musste er sie aufschreiben, bevor er für seine Mitmenschen wieder ein offenes Ohr hatte.

Natürlich hatte Esme Rawlings ihren Mann nicht umgebracht. Sie war zwar eine Schlampe, aber eine Dame. Und seltsamerweise waren sie und Miles stets gut miteinander ausgekommen. Sie hatte um seine Mätressen nie großes Aufhebens gemacht – mit welcher Begründung auch? – und er hatte ihre wechselnden Begleiter registriert, ohne mit der Wimper zu zucken. Tatsächlich schien sie Miles auf eine gewisse Art geliebt zu haben.

Aber womöglich wollte Lady Rawlings den großen Besitz nicht verlieren. Alle Welt wusste ja, dass Miles' Herz nicht mehr lange durchhalten würde. Vielleicht hatte sie es mit der Angst bekommen, dass sie ins Witwenhaus

umziehen musste, und deshalb die Schwangerschaft erfunden.

Vielleicht war sie überhaupt nicht schwanger!

Das würde eine ganze Menge erklären, zum Beispiel, warum sich Esme nach Miles' Begräbnis aufs Land zurückgezogen hatte. Sonst konnte sie kaum etwas dazu bewegen, London zu verlassen. Was also hatte sie auf dem gottverlassenen Familiensitz in Wiltshire zu suchen?

Wahrscheinlich spazierte sie dort mit einem Kissen unter dem Kleid herum, so musste es sein. Vermutlich suchte sie die Nachbarschaft schon nach einem Kind ab, das sie später als Miles' Nachwuchs ausgeben konnte.

»Was, wenn sie gar nicht schwanger ist, Rees?«

Sein Freund gab keine Antwort.

»Rees!«

Der Freund erschrak so, dass seine Feder über das Papier rutschte und einen Klecks hinterließ. »Verdammter Mist«, brummte er und saugte die Tinte mit seiner Manschette auf.

Darby sah interessiert zu, wie Rees' blütenweiße Manschette von der schwarzen Tinte besudelt wurde. »Wie bekommst dein Kammerdiener diese Flecken heraus?«

»Ich habe im Moment keinen Kammerdiener. Der Mann ist vor ein paar Monaten nach einem Wutanfall aus meinen Diensten geschieden, und ich hab mir nicht die Mühe gemacht, einen neuen zu engagieren. Meine Haushälterin kauft einfach ein paar neue Hemden.« Er zog die Noten nach, die durch die Tintenflecke unleserlich geworden waren. Dann wedelte er mit dem Blatt, damit es trocknete.

»Warum musst du auch so brüllen?«

»Was wäre, wenn Esme Rawlings gar nicht schwanger ist? Was, wenn sie eine Geburt vortäuscht und mit einem Baby in die Stadt kommt, das sie irgendwo in Wiltshire aufgegabelt hat? Sie könnte doch problemlos ein Kind kaufen, nach London bringen und als Miles' Erben präsentieren.«

Rees hatte sehr buschige Augenbrauen, die zu seinem üppigen Haarschopf passten. Normalerweise waren sie unwirsch zusammengezogen, jetzt jedoch drückten sie Skepsis aus. »Das wäre eine Möglichkeit«, brummte er. »Könnte ich mir vorstellen.«

»Warum sonst hat sie sich aufs Land zurückgezogen?« Darby beharrte auf seiner Theorie. »Meine Tante ist der Inbegriff einer Londoner Grande Dame, auch wenn sie ständig in Skandale verwickelt ist. Man kann sich kaum vorstellen, dass sie sich allzu weit von *Gunther's* entfernt, von ihrer Schneiderin ganz zu schweigen. Warum sollte sie sich selber aufs Land verbannen, wenn sie nicht irgendeine Gaunerei im Schilde führt?« Ohne auf Rees' Antwort zu warten, schlenderte er zur anderen Seite des Zimmers. »Ich habe die Geschichte, dass Miles sich in ihrem Schlafzimmer aufhielt, nie geglaubt, nie.«

»Du hast aber gesagt, dass dein Onkel einen Erben wollte«, gab Rees zu bedenken. »Warum hätte er nicht versuchen sollen, mit seiner Frau einen zu bekommen, wenn sie dazu geneigt schien? Man muss doch nicht mit seiner Ehegattin zusammenleben, um einen Erben zu zeugen.«

»Dieses Risiko wäre Miles niemals eingegangen. Dr. Rathbone hatte ihn ja gewarnt, dass er einen Herzanfall erleiden könnte, wenn er sich in dieser Hinsicht betätigen würde.«

»Also ...«

»Nein«, unterbrach Darby seinen Freund, während er sich zu ihm umdrehte. »Esme Rawlings hat es auf den Besitz meines Onkels abgesehen. Ich wette mit dir um zweihundert Pfund, dass sie nichts weiter vor dem Bauch trägt als einen Haufen Federn.«

Rees musterte ihn kritisch. »Engagiere einen Bow-Street-Detektiv«, schlug er vor. »Der wird es schnell genug herausfinden.«



»Ich werde selbst nach Wiltshire reisen.« Darbys Augen funkelten vor Wut, die sich seit dem Moment in ihm aufgestaut hatte, als Gerard Bunge mit seinen roten Absätzen und diesen unangenehmen Neuigkeiten in sein Arbeitszimmer geplatzt war. »Ich werde die Wahrheit aus ihr herausquetschen. Verdammt, wenn die Frau wirklich schwanger ist, dann will ich wissen, wer der Vater des Kindes ist. Selbst wenn ich es nicht beweisen kann, will ich die Wahrheit wissen.«

»Wie willst du ihr den überraschenden Besuch denn erklären?«, fragte Rees.

»Vor einigen Wochen hat sie mir über die Londoner Luft und deren verheerende Wirkung auf Kinder geschrieben. Josie und Anabel schienen mir zu dem Zeitpunkt gesund zu sein, deshalb habe ich nicht darauf reagiert. Jetzt aber werden wir ihr in der gesunden Landluft Gesellschaft leisten.«

»Es ist aber gar nicht so einfach, mit Kindern zu verreisen«, gab Rees zu bedenken. »Zunächst einmal muss man für sie elend viele Diener mitnehmen, von den unzähligen Kleidern und Spielsachen einmal ganz abgesehen.«

Darby zuckte die Achseln. »Ich kaufe eben eine zweite Kutsche und stecke die Mädchen samt Kindermädchen dort hinein. Was soll denn daran schwierig sein?«

Rees erhob sich und stopfte das mittlerweile trockene Blatt in seine Brusttasche.

»Vielleicht kann ich sogar in der Wildnis von Wiltshire eine Braut auf tun«, sagte Darby übellaunig. »Ich sehe mich nämlich außerstande, meine Schwestern allein aufzuziehen.«

»Ich wüsste nicht, was an der Erziehung von Kindern so schwer sein sollte. Stell doch für beide je ein Kindermädchen ein. Deswegen brauchst du dich nicht gleich mit einer Ehefrau zu belasten!«

»Die Mädchen brauchen eine Mutter. Die Diener finden, dass besonders Josie sehr schwierig ist.«

Rees zog eine Augenbraue hoch. »Ich kann nicht behaupten, dass meine Mutter sonderlich viel für mich getan hat. Und ich bezweifle ebenfalls, dass deine Mutter viel mit deiner Erziehung am Hut hatte.«

»Na schön. Sie brauchen eine *gute* Mutter«, gab Darby ungeduldig zurück.

»Trotzdem kein Grund, sich gleich eine Frau anzuschaffen«, wiederholte Rees, der schon im Gehen begriffen war. »Nun, wie dem auch sei, ich wünsche deiner Tante alles Gute. Wie hieß sie noch gleich in London? Die *berüchtigte Esme*, nicht wahr?«

»Berüchtigt wird sie sein, wenn ich mit ihr fertig bin«, versprach Darby grimmig.

## 2

*Aus Zucker und Zimt ist das süße Kind*

High Street  
*Limpley Stoke, Wiltshire*

Er war das wunderbarste Geschöpf, das sie zu Gesicht bekommen hatte. Vor lauter Freude kniff er die Augen zusammen und strahlte sie an wie ein Sonnenschein. Ihr Herz flatterte in der Brust und sie wurde von einer so großen überwältigenden Sehnsucht erfasst, dass ihr die Knie zitterten.

»Lo!«, sagte er. »Lo!« Und wieder: »Lo!«

»Du bist ja so ein hübscher Junge«, gurrte Henrietta. Sie beugte sich zu dem Kleinen herab. »Hast du schon ein Zähnchen, mein Schatz? Genau *da*?« Sie berührte sein Kinn mit einem Finger.

Er brach in prustendes Kichern aus und wackelte einen Schritt auf sie zu, wobei er wieder ein »Lo!« hervorstieß.

»Lo?«, erkundigte sich Henrietta in fragendem Ton und lachte mit ihm.

»Lo-lo!«, schrie der Kleine fröhlich.

Ein kleines Mädchen nahm das Kind an der Hand und riss es unsanft zurück. »*Sie* meint Hallo«, erklärte sie in scharfem Ton. »Anabel ist kein Junge, sondern ein Mädchen. Und sie ist auch nicht hübsch. Sie ist nämlich fast kahl, falls es Ihnen noch nicht aufgefallen sein sollte.«

Die Kleine mochte vier oder fünf Jahre alt sein und schaute Henrietta finster an. Ihre pelzgefütterte Pelisse stand vorn offen und sie trug keine Handschuhe, doch das war nicht schlimm. Es war so ungewöhnlich warm für Januar, dass selbst Henrietta ihren Mantel in der Kutsche

gelassen hatte. Unter der Pelisse trug das kleine Mädchen ein Kleid, das morgens vielleicht noch blassrosa gewesen sein mochte, zwischenzeitlich jedoch mit dem Straßenstaub in Berührung gekommen war. Außerdem prangte auf der Vorderseite des Kleids ein übelriechender Fleck, als wäre die junge Dame mit dem Gesicht voran in einen Misthaufen gefallen.

Das Mädchen wandte sich ab und wollte das Kleinkind die Straße hinunterzerren. Sein rosafarbenes Kleid, mochte es auch nach Stall riechen, war aus feinem Baumwollstoff.

Henrietta trat vor die beiden hin und lächelte entschuldigend, als hätte sie ihnen versehentlich den Weg verstellt. »Da hast du mich so richtig erwischt, hm? Und du hast natürlich vollkommen recht. Ich habe so gut wie keine Ahnung von Kindern. Eines weiß ich allerdings sicher: nämlich, dass *du* ein Knabe bist.«

Die Miene des Mädchens wurde noch finsterer. »Bin ich nicht!«

»Was du nicht sagst! Du musst dich irren. Ich bin mir ziemlich sicher, dass junge Burschen von vielleicht ... äh, vier Jahren ... dieses Jahr Rosa mit Schleifen tragen. Ich bin mir eigentlich ziemlich sicher.«

»Ich bin kein Junge, und außerdem bin ich schon fünf! Wenn Sie nun bitte Platz machen würden, Sie versperren uns den Weg.«

Ihr zutiefst skeptischer Blick machte Henrietta stutzig, deshalb beugte sie sich herab und fragte: »Wie heißt du denn, meine Kleine? Und wo ist dein Kindermädchen?«

Einen Moment lang schien es, als wollte das Mädchen überhaupt nicht antworten, sondern bloß rasch die Flucht antreten, mit der kleinen Schwester im Schlepptau.

»Ich heiße Josie«, sagte sie schließlich. »*Miss* Josephine Darby. Und das ist meine kleine Schwester Anabel.«

»Lo!«, rief Anabel. »Lo!« Es schien sie ungemein zu freuen, dass Henrietta sich wieder auf ihre Augenhöhe begeben hatte.

»Aha«, machte Henrietta und zwinkerte Anabel zu.  
»Nun, und ich bin Lady Henrietta Maclellan. Ungemein erfreut, eure Bekanntschaft zu machen. Josie, hast du nicht vielleicht dein Kindermädchen irgendwo vergessen?«

»Ich habe sie zurückgelassen«, gab Josie würdevoll, wenn auch etwas hastig zurück.

»Du hast *was*?«

»Ich habe sie zurückgelassen«, wiederholte das kleine Mädchen.

»Aha«, sagte Henrietta. »Und wo, denkst du, hast du dein Kindermädchen gelassen?«

»Dort hinten irgendwo«, antwortete Josie und schob trotzig die Unterlippe vor. »Aber da geh ich nicht mehr hin. Ich steige nie mehr wieder in diese Kutsche, ganz bestimmt nicht!« Sie blickte zurück auf die Reihe von Schaufenstern, die die High Street säumten. »Wir sind fortgelaufen und gehen nie mehr zurück. Wir suchen ein Geschäft, das Eis verkauft, und dann gehen wir weiter!«

»Könnte es nicht sein, dass sich euer Kindermädchen Sorgen um euch macht?«, fragte Henrietta behutsam.

»Nein. Sie trinkt gerade ihren Morgentee.«

»Trotzdem wird sie sich doch Sorgen machen. Hält sie sich vielleicht in der *Goldenen Hirschkuh* auf?«

»Sie hat bestimmt überhaupt nichts gemerkt«, behauptete Josie. »Heute Morgen hatte sie schon wieder einen hysterischen Anfall. Sie mag das Reisen nicht.«

»Euer Kindermädchen hat vielleicht gar nicht gemerkt, dass ihr weggelaufen seid, aber euren Eltern wird es sicherlich auffallen. Sie machen sich bestimmt schreckliche Sorgen, wenn sie dich und deine Schwester nicht finden.«

»Meine Mutter ist tot«, verkündete Josie und bedachte Henrietta mit einem Blick, der ausdrückte, dass diese Tatsache wohl offensichtlich sein sollte.

»Oje«, stieß Henrietta ein wenig mutlos hervor. Dann besann sie sich. »Wie wär's, wenn ich deine Schwester auf den Arm nähme und wir langsam zurückgingen?«

Josie gab keine Antwort, ließ aber Anabels Hand los. Henrietta streckte die Arme aus und das Kind wackelte geradewegs hinein. Anabel war rundlich und rosig und hatte ein niedliches kahles Köpfchen. Ihr Gesicht war ein einziges Strahlen. Sie tätschelte Henriettas Wange mit ihrem Patschhändchen und fragte: »Mama?«

Henriettas Herz krampfte sich vor Rührung und – leider auch – Neid schmerzhaft zusammen. »Meine Güte«, stieß sie hervor. »Du bist aber ein kleiner Schatz.«

»Das Kindermädchen sagt immer, sie ist schrecklich kokett«, sagte Josie und dämpfte damit ein wenig die rührselige Stimmung.

»Tja«, sagte Henrietta und hatte einige Mühe, mit dem Kind in den Armen aufzustehen. »Da muss ich eurem Kindermädchen wohl zustimmen. Anabel kommt mir fast *zu* freundlich vor, wenn man bedenkt, dass sie mich gerade erst kennengelernt hat. Eine etwas ältere junge Dame würde sich schicklicher benehmen, nicht wahr?« Sie lächelte zu Josie hinunter und ging langsam und vorsichtig auf die *Goldene Hirschkuh* zu, wobei sie betete, dass ihre schwache Hüfte das Gewicht aushalten möge. Anabel war nämlich um einiges schwerer, als sie gedacht hatte.

»Anabel macht viele Sachen, die ich nie machen würde«, bemerkte Josie.

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, gab Henrietta zurück. Vorsichtig schritt sie über das holperige Straßenpflaster. Es wäre zu schrecklich, wenn sie stolperte und das Kind fallen ließe.

»Ich spucke zum Beispiel nie.«

»Natürlich nicht.« Vor ihnen lag eine große, unebene vereiste Stelle. Henrietta packte Anabel fester.

»Einmal hab ich allerdings nach dem Abendessen gespuckt. Das war letztes Jahr Ostern und Miss Peeves meinte, das käme daher, weil ich zu viele kandierte Pflaumen gegessen hätte. Aber das ist Quatsch, denn ich

hab bloß sieben gegessen. Ich meine, sieben sind doch wohl nicht zu viel, oder?«

»Aber überhaupt nicht.«

»Anabel dagegen kann ...«

Doch lediglich einen Moment später wurde Anabels Neigung zum Erbrechen offensichtlich. Henrietta hatte die eisüberzogenen Pflastersteine bewältigt und hielt kurz an, um einen Vierspänner passieren zu lassen, bevor sie die Straße zur *Goldenen Hirschkuh* überquerte, als Anabel kurz und trocken hustete.

»Achtung!«, schrie Josie und klammerte sich an Henriettas Rock.

Henrietta warf einen verwirrten Blick auf das Mädchen. »Es geht schon«, sagte sie.

Im selben Augenblick erbrach sich Anabel auf Henriettas Rücken. Eine warme, nein, heiße Flüssigkeit lief ihren Rücken hinunter und wurde sofort von ihrem Kleid aufgesogen. Eine Sekunde später fühlte es sich feuchtkalt und klamm an.

Instinktiv hob Henrietta Anabel von ihrer Schulter und hielt sie mit ausgestreckten Armen von sich. Das war jedoch ein schwerer Fehler, denn Anabels Bäuchlein war noch nicht leer. Ein Schwall leicht geronnener Milch traf Henriettas Brust und tropfte an ihrem Kleid herab. Sie erschauerte, schaffte es aber, die Kleine festzuhalten.

Vage wurde sie sich bewusst, dass Josie etwas rief. Anabel verzog das kleine Gesichtchen und begann zu weinen.

»Oh, mein Kleines«, tröstete Henrietta sie, drückte die Kleine instinktiv an ihr feuchtes Kleid und ihr Köpfchen an ihre Schulter. »Ist ja gut. Nicht weinen. Tut dein Bäuchlein weh? Weine nicht, ach, weine doch nicht.«

Sie tätschelte Anabels Rücken, bis die Kleine zu heulen aufhörte und ihr Köpfchen auf Henriettas Schulter sinken ließ.

Henriettas Herz verging vor Sehnsucht, während sie auf den kleinen kahlen Kopf schaute, auf den Rand des rosigen Ohres.

*Ich muss unbedingt etwas unternehmen*, ermahnte sie sich. *Wenn meine Sehnsucht nach einem Kind so groß ist, dass ich sogar dieses Geschöpf vergöttere, obwohl es sich auf mein bestes Ausgekleid erbricht, dann stehe ich wirklich kurz davor, verrückt zu werden.*

Josie hüpfte wie eine Verrückte vor ihr auf und nieder. »Es tut ihr leid!«, rief sie aufgereggt mit schriller Stimme. »Es tut ihr leid, es tut ihr leid!«

»Mir auch«, gab Henrietta grinsend zurück. »Es ist wirklich praktisch, dass ich nicht aus Zucker bin und deshalb nicht schmelzen werde.«

Die Besorgnis, die auf Josies kleinem Gesicht stand, legte sich ein wenig. »Sie hat Ihr schönes Kleid schmutzig gemacht«, stellte sie fest, trat näher und berührte Henriettas blassgelbes Ausgekleid. »Unser Kindermädchen meint, Anabel wäre eigentlich zu alt für so etwas. Immerhin ist sie fast ein Jahr und trinkt aus einer Tasse. Aber sie scheint nicht damit aufhören zu können. Ich glaube, sie weiß nicht, wie.«

»Da hast du wohl recht«, erwiderte Henrietta und drückte das feuchte Bündel fester an sich. »Vielleicht sollten wir schnellstens euer Kindermädchen suchen, damit Anabel etwas Frisches zum Anziehen bekommt.«

Doch Josie schüttelte energisch den Kopf. »Oh nein, sie darf sich noch nicht umziehen. Miss Peeves sagt, sie muss die Kleider anlassen, bis sie trocken sind, sonst wird sie nie lernen, mit dem Spucken aufzuhören.«

Henrietta kniff die Augen zu schmalen Schlitzen. »Wie bitte?«

Josie wiederholte das Gesagte und fügte hinzu: »Können wir uns *bitte* setzen und warten, bis das Kleid getrocknet ist? Dann merkt Miss Peeves nichts davon und Anabel hasst es, geschlagen zu werden.«



»Habe ich dich also doch richtig verstanden«, meinte Henrietta. »Ich werde eurem Kindermädchen ganz gewiss nicht erlauben, Anabel zu schlagen, aber ich habe durchaus die Absicht, sie sogleich in frische Kleider stecken zu lassen. Ich werde mal ein Wörtchen mit eurem Kindermädchen reden. Und mit eurem Vater.« Sie streckte Josie ihre freie Hand hin und diese zögerte keine Sekunde und spazierte an Henriettas Seite über die Straße und auf den Gasthof zu.

Als sie sich vorsichtig ihren Weg zwischen den Eisplacken des Bürgersteiges hindurch bahnten, eilte ein beleibter Mann aus der *Goldenen Hirschkuh*.

»Lady Henrietta!«, rief er. »Was für eine Freude, Sie wiederzusehen!«

»Guten Tag, Sir. Wie geht es Ihnen und Mrs Gyfford?«

»Sehr gut, danke. Zu gütig, dass sie gefragt haben, Lady Henrietta, ich werde es auch meiner Frau ausrichten. Aber was um alles in der Welt ...?« Er wies mit dem Kinn auf Anabel. »Das Kind ist doch viel zu schwer für Sie. Wessen Kind ist es überhaupt?«

»Ich kann sie problemlos tragen, Mr Gyfford.« Das war eine Lüge, denn Henrietta spürte bereits, dass eines ihrer Beine nachgab. Wenn sie Anabel nicht bald absetzte, würde sie in Schiefelage geraten wie ein Schiff im Sturm. Sie packte die Kleine fester.

»Ich hatte gehofft, *Sie* könnten mir sagen, zu wem diese Kinder gehören. Ich traf sie, während sie auf der High Street herumspazierten. Josie, kannst du ...?«

Doch in diesem Augenblick hatte Gyfford Josie erkannt und seine Miene hellte sich auf. »Das sind die Kleinen von Mr Darby. Er hat einige Privatzimmer gemietet. Nun, junge Dame, wie sind wir denn aus dem Gasthof entwischt?«

»Ich würde gern Mr Darby sprechen«, sagte Henrietta mit Nachdruck. »Könnten Sie mir den Blauen Salon zur Verfügung stellen, Mr Gyfford? Und mit dem Kindermädchen möchte ich auch ein paar Worte reden.«

Der Gastwirt eilte ihnen durch den steinernen Bogengang voran, der in das eigentliche Haus führte. »Was das betrifft, Mylady: Das Kindermädchen ist soeben abgereist.«

»Abgereist?« Henrietta blieb in dem schmalen Korridor stehen. »Das erklärt wohl, warum die Kinder ganz allein auf der Hauptstraße herumgestromert sind.«

Mr Gyfford nickte beifällig, während er die Tür zum Blauen Salon öffnete. »Sie ist erst ganz kurz weg, mit Taschen und Koffern und ohne vorher etwas zu sagen. Sie meinte, ihr Vertrag sähe nicht vor, außerhalb von London zu arbeiten, und außerdem bekäme ihr das Reisen nicht. War fast in Tränen aufgelöst und meinte, die Kinder seien ihr zu viel und sie sei ausgenutzt worden und so weiter.«

Nach Henriettas Ansicht war Miss Peeves selbst eine herzlose Kreatur, wenn sie nach Josies freimütigem Bericht über Anabels Erbrechen und den Umgang mit nassen Kleidern urteilte. Dass die kleine Anabel an ihrer Schulter eingeschlummert war und sich offenkundig wenig um feuchte Kleidung scherte, beruhigte Henrietta keineswegs. Die Kleine konnte sich eine Lungenentzündung geholt haben. Da überdies Bartholomew Batt in seinen *Richtlinien und Anleitungen für die Gesundheit und Erziehung von Kindern* die Ansicht vertrat, ein Kindermädchen lege mit seiner Behandlung den Grundstein für das Leben seiner Schützlinge, hatte Anabels Vater höchst fahrlässig gehandelt, indem er eine so schäbige Person für seine Kinder engagiert hatte.

»Gehen Sie nur hinein, Lady Henrietta. Ich lasse sofort Tee bringen. Es war gewiss mühselig, das Kind über die ganze Straße zu schleppen.«

»Ich danke Ihnen vielmals, Mr Gyfford«, erwiderte sie, während sie in den Blauen Salon schritt. »Ein Glas Wasser würde mir jetzt guttun.«

Der Salon war leer. Blauer Teppich bedeckt den Boden bis zu den Fenstern hin, die auf Limpley Stokes Hauptplatz

hinausgingen. Henrietta drehte sich um und wollte nach dem Aufenthaltsort des Vaters der Kinder fragen, doch Mr Gyfford verbeugte sich bereits vor dem Manne, der in just diesem Augenblick durch die Tür schritt.

# 3

## *Die Agonie der Trauer*

Ihr erster Gedanke war, dass er aussah wie ein griechischer Gott, und zwar einer von der intelligenten, nicht der hedonistischen Sorte. Wenn er allerdings ein griechischer Gott war, dann musste er der Schutzgott der Schneider sein, denn er war bei Weitem der eleganteste Mann, den Henrietta je zu Gesicht bekommen hatte. Statt sich in Dunkelbraun zu kleiden wie die meisten Männer auf Reisen, trug dieser Schneidergott ein zweireihiges Jackett mit rehbraunen Aufschlägen, dazu blassgelbe Hosen. Seine Stiefel waren so glänzend poliert, ihr Schaft so elegant gebogen, wie Henrietta es noch nie gesehen hatte. Zudem war sein Halstuch mit Spitze gesäumt und in überaus komplizierter Art um seinen Hals geschlungen.

Seine Augen glitten über ihr zerknittertes Kleid, und sie glaubte zu sehen, dass er die Nase rümpfte. Gewiss, sie roch nach saurer Milch und Erbrochenem. Der Geruch drehte ihr fast selbst den Magen um.

Doch er sagte nichts, richtete seine Aufmerksamkeit lediglich auf Josie, deren missmutiges kleines Gesicht mit dem goldbraunen Haar und den erhobenen Augenbrauen eine geradezu unheimliche Ähnlichkeit mit dem väterlichen zeigte. Der Mann schien es nicht sonderlich übelzunehmen, dass das kleine Mädchen sich der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt hatte.

Stattdessen fragte er mit mildem Interesse: »Hast du dich beim Spielen auf dem Hof so schmutzig gemacht, Josie?«

Henriettas aufgetauter Unmut brach sich nun Bahn. »Ich kann schwerlich glauben, Sir, dass Sie so wenig Sorge um Ihre Kinder zeigen. Diese beiden Kinder haben nicht auf dem Hof gespielt. Sie hatten bereits eine weite Strecke auf der High Street zurückgelegt und zwei Kreuzungen überquert, als ich sie sah. Und da wir heute in Limpley Stoke Markttag haben, fürchte selbst ich mich davor, diese Straße zu überqueren!«

Man musste dem Mann zugutehalten, dass er nun ein wenig bestürzt wirkte. »In diesem Falle stehe ich natürlich in Ihrer Schuld«, sagte er mit einer Verbeugung. Doch bereits seine nächste Frage bewies Henrietta, dass er offensichtlich mit dem Teufel verwandt war. »Ich nehme an, dass dies Anabel ist, die Sie auf dem Arm halten?«

Henrietta zog ihre Brauen hoch und blickte ihn verächtlich an. »Ist es zu viel verlangt, zu hoffen, dass Sie Ihr eigenes Kind erkennen?«

»Dazu ist keine besondere Anstrengung erforderlich«, lautete die Erwiderung. »Der traurige Geruch, der ihr anhaftet, weist sie unzweifelhaft als Anabel aus. Gyfford, ich hätte nicht gedacht, dass Sie so rasch ein neues Kindermädchen auftreiben würden, auch wenn sie mir ein wenig« - er bedachte Henrietta mit einem trägen Lächeln - »aufgewühlt erscheint. Ich bin mir aber sicher, dass Sie in der Lage sein werden, diese beiden Geschöpfe gut zu versorgen, Miss. Dürfte ich wohl fragen, wo Sie vorher angestellt waren?«

Gyfford und Henrietta sprachen gleichzeitig.

»Ich bin nicht ...«

»Sie ist kein Kindermädchen«, sagte Gyfford schockiert. »Darf ich Ihnen Lady Henrietta Maclellan vorstellen, Mr Darby? Ihr Vater war der Earl of Holkham.«

Henrietta beobachtete skeptisch, wie Mr Darby sich erneut elegant verneigte, wobei er völlige Unbekümmertheit an den Tag legte. Sie hatte wenig Interesse an einer Fortsetzung der Unterhaltung mit einem

herausgeputzten Lackaffen, der nicht einmal die eigenen Kinder erkannte. Diese aalglatte Person war ebenso ungehobelt wie die meisten Angehörigen seines Geschlechts.

Doch offenkundig war er sich keines Vergehens bewusst. »Ich schliesse daraus, dass Anabel ihr Mittagessen mit der ihr eigenen Anmut wieder von sich gegeben hat.« Er rümpfte ein wenig seine äußerst wohlgeformte Nase. »Dafür bitte ich herzlich um Entschuldigung, Lady Henrietta. Und« - jetzt wirkte er beinahe aufrichtig - »ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie die beiden kleinen Streuner gerettet haben. Ihr Kindermädchen war heute Morgen nicht ganz bei sich und so haben die beiden vermutlich einen hysterischen Anfall ausgenutzt, um sich zu entfernen.« Er wandte sich mit einem bezaubernden Lächeln an Gyfford. »Könnten Sie uns vielleicht ein Schankmädchen zur Verfügung stellen, das uns bis zum Hause meiner Tante begleitet?«

Gyfford wieselte so eilig aus dem Zimmer, dass er die Tür zu schließen vergaß, was Darby sogleich nachholte. Er bewegte sich mit einer Art gezähmter Eleganz, wie eine Raubkatze, die Henrietta einmal in einem Wanderzirkus gesehen hatte. Sie verspürte eine leise Verstimmung. Wie einfach muss das Leben sein, wenn man mit einem Körper geboren wurde, der von den schlanken Beinen bis zu den langen Augenwimpern vollkommen war.

Plötzlich wurde sie sich ihrer aufgelösten Haare und der Flecken auf ihrem Kleid bewusst. Vermutlich hatte sie niemals im Leben erbärmlicher ausgesehen. Doch das Kind, das sie immer noch auf dem Arm hielt, erinnerte sie daran, was in diesem Moment wirklich wichtig war. Dieser Mann war ein gleichgültiger Vater, der seine Kinder vernachlässigte, und es war ihre Aufgabe, ihm seine Fehler vor Augen zu führen. Zum Glück hatte Henrietta, seit sie die Dorfschule eröffnet hatte, jedes Buch bestellt, das zu Fragen der Kindererziehung erhältlich war.